

Ein sonniger Vormittag Ende April auf dem Kölner Westfriedhof. Über mir leuchten die Baumwipfel in frischem Grün, dazwischen das Blau des wolkenlosen Himmels. Vor mir der Friedhofswagen mit dem schmucklosen Holzsarg. An meiner Seite mein Mann Bernd („ich lass’ dich nicht allein gehen“). Der Weg zu den „pflegefreien“ Erdgräbern scheint endlos. Meine Gedanken kreisen. Was mach’ ich hier? Viele Beerdigungen habe ich mit Mitte 60 schon erlebt, engste Familienangehörige, gute Freunde, langjährige Nachbarn und Kollegen. Aber niemals war es so wie heute. Nur wir zwei begleiten den Verstorbenen auf seinem letzten Weg. Ist es noch ein Fremder für mich? Ich kenne ihn doch erst seit wenigen Monaten.

Mir fällt unsere erste Begegnung im Januar ein auf der Onkologie Station der Uniklinik. Sein blasses trauriges Gesicht, die Arme und Hände mit Furcht einflößenden Dolchen und Kreuzen tätowiert. Und die Frage der Ehrenamtskoordinatorin Karin „Traust du dir das zu?“.

Der 61jährige Herr D. war meine erste Einzelbegleitung im Ehrenamt. Die Versuche einer Unterhaltung gestalteten sich mühsam. Meine Fragen beantwortete er mit wenigen oft unverständlichen Worten. Lag es an mangelnden Sprachkenntnissen oder an den Medikamenten?

Immerhin erfuhr ich, dass er vor über 30 Jahren mit seiner Mutter aus Kasachstan gekommen war und diese bis zu ihrem Tode im Dezember in der gemeinsamen Wohnung gepflegt hatte. Nun fühlte er sich ohne Freunde und Angehörige einsam. Und dann die Diagnose: Lungenkrebs. Bei meinem Abschied fragte ich verunsichert: „Soll ich noch mal wiederkommen?“. Da strahlte er: „Du kannst IMMER kommen!“.

Das tat ich dann auch zweimal in der Woche. Er war immer noch nicht sehr gesprächig, aber freute sich über Kleinigkeiten wie „Kamelle“ vom Rosenmontagszug, selbstgebackenen Kuchen oder eine Rollstuhlfahrt vor den Eingang des Bettenhauses.

Anfang März dann plötzlich die unerwartete Entlassung nach Hause. Er freute sich über meinen Anruf und mein Angebot, ihn weiter zu begleiten. In seiner vertrauten Umgebung traf ich auf einen völlig veränderten Patienten. Herr D. war redselig und fröhlich und erzählte angeregt von seiner alten Heimat und den dort verstorbenen Angehörigen. Und der ließ es sich nicht nehmen, für uns Kaffee zu kochen. Obwohl er sich nur mühsam und unbeholfen an der Wand entlang zum Wasserkocher bewegen konnte, lehnte er meine Hilfe strikt ab.

Nur dieses einzige Mal habe ich ihn so gut gelaunt erlebt, denn wenige Tage später wurde er erneut in die Uniklinik eingewiesen. Diesmal in die radiologische Abteilung. Schmerzen und Luftnot machten ihm schwer zu schaffen. Ihm ging es zunehmend schlechter. Manchmal saß ich an seinem Bett, als er bitterlich weinte und sich vor Schmerzen krümmte. Trotzdem war er hoffnungsvoll und sicher, bald wieder in seine Wohnung zu kommen.

Als ich mich in meinen zweiwöchigen Osterurlaub verabschiedete, schien die Schmerztherapie zu wirken. Er plante schon wieder ein gemeinsames Kaffeetrinken an seinem Küchentisch.

Dann die Schreckensmeldung nach meiner Rückkehr: Herr D. war in meiner Abwesenheit verstorben. Aber nicht an seiner Krebserkrankung, sondern an den Folgen eines Oberschenkelhalsbruches. Den hatte er sich beim Sturz im Krankenhaus Badzimmer zugezogen. Mein erster Gedanke: Ich war nicht da, als er mich brauchte!

Am 26. April endet unser Gang auf dem Friedhof nach 20 Minuten. Wir stehen zu zweit vor der Gruft mit dem heruntergelassenen Sarg. Ich spüre Trauer und Einsamkeit. Aber nach und nach auch eine Art von Zufriedenheit. Ich durfte ihn auf seinem letzten Weg begleiten.

Er war nicht allein.